

Arajnfiwort...

Liebe Leser,

Ohne Fremde sind wir allein“, heißt eine bundesweite Werbung, wobei man auch „Freunde“ lesen kann. Mithilfe des gutgemeinten typographischen Kleinwitzes hat man sich das Wort „Ausländer“ erspart. (Gegen Freunde wird niemand etwas einzuwenden haben.) Aber geht es wirklich um Ausländer? oder Fremde? Diese beiden Begriffe sind ohnehin keine Alternative; das französische „Etranger“ bedeutet beides...

In der Bibel gibt es den „Nächsten“; das ist immer der, der mich gerade besonders braucht — irgendein anderer, der sich gerade in meiner Nähe befindet.

Die anderen sind es, die immer Schuld haben. „Die Anderen“ unterscheiden sich in Hautfarbe, Sprache, Religion, politischer Heimat, Sexualität, Frisur oder sonstwas. Die Anderen sind's. Beispielsweise in Deutschland gibt es jede Menge Andere, die jedenfalls anders sind als das, was manche Massenmedien, was Intoleranz oder Rassismus uns als „normal“ suggerieren wollen.

Fremden- oder Ausländerfeindlichkeit sind Teile des Übels, das da Anderenfeindlichkeit heißen mußte.

Minderheiten? Was heißt schon Minderheiten?! 1991 gab es in der Bundesrepublik 1,74 Millionen Moslems — mehr als das Bundesland Hamburg Ende 1991 Einwohner hatte. Wenn man's genau nimmt, gibt es mehr Andere als Unandere. Und die Unanderen sind schließlich auch anders als die Anderen.

Ohne Andere ist es langweilig.

Eine entscheidende Stütze des Dritten Reiches, das dann doch keine tausend Jahre währte, war der Aderenhaß. Was da alles angeblich Entartetes ent-andert werden sollte! Und mit welchen perversen Begründungen, und mit welcher tödlichen Grausamkeit... Vollständig gelungen ist es, gottlob, nicht.

Die bestgehaßten Anderen waren die Juden. Juden gibt es auch heute in Deutschland, in Israel, sonstwo in der Welt. Natürlich gibt es auch unter diesen „Anderen“ andere, beispielsweise die Jidden.

Es gab und gibt jiddische Sprache, jiddische Literatur und jiddische Musik, um einige Aspekte jiddischer Kultur zu nennen.

Wie geht man damit um? In den sechziger Jahren hatte man ein jiddisches Lied zur Klampfe im Repertoire; egal wie schlecht gespielt, war es stets der Betroffenheitsrenner bei Fete und Lagerfeuer. Evangelische Oberlehrer mit geschichtlich bedingt schlechtem Gewissen schickten ihre Töchter auf ein Jahr zur Arbeit in den Kibbutz. Mit solch rührenden Entschuldigungsversuchen landete man letztlich wieder da, wo man hergekommen war: beim Ghetto, verniedlicht und relativiert.

Jiddisch war in Israel von Anfang an kein Thema. Ein eigenes, neues Nationalverständnis mußte her, es war kein Platz zur Rückbesinnung. So kamen viele Jidden aus Israel wieder zurück, in ihre angestammte Heimat in Mittel- und Osteuropa oder in Amerika. Doch dort war von jiddischer Kultur die Rede nur bei sog. Intellektuellen oder im eigenen Zirkel — ja, manchmal bei den „Betroffenen“ selbst nicht mehr.

Seit einigen Jahren hat sich manches geändert. Jiddisch lebt. Machen wir also ein Sonderheft über Jiddisch, über die Sprache, die Musik und die Leute.

Wir beginnen mit einer Abhandlung über die Sprache von Nikolaus Gatter. Sein „Deutsch-jiddischer Augenspiegel“ betrachtet ab Seite 5 „eine Nahsprache durch die literar-historische Brille“.

Anläßlich der 50. Wiederkehr der Pogromnacht hatte die Weimarer Musikwissenschaftlerin Dr. Tamara Burde einen auch historischen Beitrag mit dem Titel „David und Goliath — Musikschicksale unter dem Davidsstern“ verfaßt, der dann in der DDR nicht veröffentlicht werden durfte. Wir bringen ihn ab Seite 15 in unverändertem Wortlaut.

Der Berliner Komponist Thomas Heyn betrachtet „Jüdische Themen in der Musik“ als „Mittler zwischen den Welten. Sein Aufsatz mit diversen Notenbeispielen beginnt auf Seite 21.

Eberhard Rebling, langjähriger Lebensgefährte und musikalischer Begleiter von Lin Jaldati, der großen alten Dame des jiddischen Liedes, beschäftigt sich ab Seite 32 mit dem „jiddischen Lied gestern und heute“ unter dem Titel „Zwischen Schmejchl un trenn“.

Es folgen drei Interviews, zunächst auf Seite 37 mit der Tochter Lin Jaldatis und Eberhard Reblings, der in Ostberlin ansässigen Sängerin Jalda Rebling, die sich nicht nur über die eigene Person und Arbeit äußert, sondern auch über die Bedingungen in Ostberlin vor und nach dem Ende der DDR.

Wie „fast eine museale Angelegenheit“ wirkte der Synagogalchor Leipzig bei einem Konzert in Haifa. Manfred Lemm sprach mit dem Leiter Helmut Klotz über diesen außergewöhnlichen Amateurchor, nachzulesen auf Seite 42.

An dieser Stelle sei eine zornige Bemerkung erlaubt. Das Europäische Jiddisch-Festival in Leverkusen im vergangenen November war ein Auslöser für dieses Heft. Wir hatten einen Berichterstatter gewonnen, der auch zu einer Pressekonferenz im Vorfeld gefahren war. Doch die Kulturverwaltung Leverkusen war trotzdem und trotz einer zusätzlich gefaxten Anmeldung nicht in der Lage, dem *musikblatt*-Reporter Pressekarten zu reservieren, eine Borniertheit, die wir für ziemlich unglaublich halten. So gibt es denn in diesem Heft keinen Bericht von den hochinteressanten Veranstaltungen.

Dafür gibt es ein Interview mit dem künstlerischen Leiter des Festivals, zugleich Spezialist für Mordechai Gebirtig und obendrein Mitarbeiter an diesem Heft. „Jiddisch ist gelebte Philosophie“ meint Manfred Lemm im Interview von Nikolaus Gatter auf Seite 45.

Mit Ach und Krach die „Wende“ überlebt haben die Tage der Jiddischen Kultur in Ostberlin. Andrej Jendrusch berichtet, wie und warum: „Vom trotzigen Überleben des Totgesagten“, Seite 52.

Einen Ausflug in andere Gefilde bietet eine Lektüre ab Seite 54. Rotwelsch, die sogenannte Gaunersprache, kommt vor in dem Auszug aus einem Roman von Paul Barsch — übrigens Ururgroßvater unseres Autoren Nikolaus Gatter —: „Der Fechtmeister“, eine amüsante Geschichte, die freilich mit der Waffe gleichen Namens nichts zu tun hat.

Es folgt eine Rezension besonderer Art. Issachar Fater hat Manfred Lemms Buch mit Mordechai Gebirtigs Liedern rezensiert — auf Jiddisch. Aus Formatgründen müssen Sie dafür das Heft um neunzig Grad drehen: nebeneinander stehen die jiddische Fassung in hebräischer Schrift, daneben eine Transkription und schließlich eine deutsche Übersetzung, nachzusehen auf Seite 58.

Eine Prise Musik darf nicht fehlen. Thomas Heyn hat drei bisher unveröffentlichte jiddische Gesänge für Gesang, Violine und Gitarre beigeleitet, Adaptionen von: „Der Opschit“, „Wie assoj“ sowie eines Nigun. Partitur ab Seite 63.

Eine ganze Reihe Tonträger mit jiddischer Musik „und drumherum“ sind in den letzten Monaten erschienen. Kai Heinrichs und ich haben sie angehört und für Sie rezensiert, wobei auch allerhand Klatsch in die Spalten eingeflossen ist. Seite 64

Natürlich erheben wir für dieses Heft in keinsten Weise einen Anspruch etwa auf Vollständigkeit. An einigen Stellen überschneiden sich Artikel, an anderen widersprechen sie sich — es wäre ja auch langweilig ohne... Um nichts zu „verschlimmbessern“, haben wir die jeweilige Jiddisch-Schreibweise der Verfasser übernommen und sie nicht vereinheitlicht.

Wir hoffen, Ihnen eine interessante Auswahl angenehmer Lektüre zu bieten, vielleicht zu einem Thema, das Ihnen bisher nicht oder nicht so vertraut war. In jedem Fall soll dieses Heft auch ein Beitrag zu Toleranz und mehr Miteinander sein, denn:

„Schabbes sol sajn, jontew sol sajn, scholem sol sajn. Scholem ojf der ganzer Welt — Schabbes muß sein, Freude muß sein, Frieden muß sein, Frieden in der ganzen Welt.“

Assoj! Wieland Ulrichs

extra 93 *musikblatt*